

Kann die Universität zur Bildung beitragen?

Arnd Morkel

Für Humboldt war die Antwort klar: Die Universität, heißt es sinngemäß in seiner Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“, dient der Bildung durch Wissenschaft. Ist diese Antwort heute noch gültig?

Fragen wir zunächst: Was heißt Bildung? „Bildung“ ist ein Schlüsselbegriff des deutschen Idealismus und des Neuhumanismus. Schlägt man die einschlägigen Texte nach, stößt man auf Formulierungen wie: „Das Göttliche in unserm Geschlecht ist ... Bildung zur Humanität“ (Herder), „Der wahre Zweck des Menschen ... ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen“ (W. von Humboldt), „Der gebildete Mensch ist der, der allem seinen Tun den Stempel der Allgemeinheit aufzudrücken weiß“ (Hegel), „Gott werden, Mensch sein, sich bilden, sind Ausdrücke, die einerlei bedeuten“ (Friedrich Schlegel). Das sind hochgespannte Erwartungen, fürwahr, aber wir sollten uns hüten, sie als kryptisch oder verstiegen abzutun. Geht man den Aussagen auf den Grund, haben sie Hand und Fuß, und Hans-Georg Gadamer hat vielleicht nicht unrecht, wenn er in der Idee der Bildung den „wohl größten Gedanken des 18. Jahrhunderts“ sieht. Freilich können wir diesen so weit ins Utopische ausgreifenden Gedanken nicht in seiner ganzen Bedeutungsfülle wiederbeleben, dazu haben sich die geistigen und sozialen Umstände, denen er entstammt, zu sehr geändert. Aber folgt daraus, dass wir die Idee der Bildung völlig aufgeben müßten, wie manche meinen? Ich glaube das nicht. Als regulative Idee scheint mir „Bildung“ nach wie vor sinnvoll und notwendig zu sein. Das gilt auch für die Forderung nach einer Verknüpfung von Universität, Wissen-

schaft und Bildung. Allerdings werden wir uns mit einem bescheideneren, weniger pathetischen Begriff von Bildung zufriedengeben müssen, wenn wir die Universität nicht überfordern wollen.

Der Sinn der akademischen Bildung heute

Was kann, realistisch gesehen, heute akademische Bildung heißen? Denken wir einen Moment zurück. Ausgangspunkt der Bildungsidee im 18. Jahrhundert war die Emanzipation des Bürgertums. Nicht von ungefähr tauchen in den Schriften der Klassiker der Bildungstheorie regelmäßig Begriffe auf wie Selbstbestimmung, Selbständigkeit, Selbsttätigkeit, Selbstbildung. Vereinfacht und zugespitzt gesagt, soll Bildung zum einen dem Menschen helfen, sich von den traditionellen, durch Geburt und Stand vorgegebenen Bindungen zu befreien, zum andern soll sie ihn gegen die aufkommende Spezialisierung und Funktionalisierung der modernen Berufswelt wappnen. Bildung will ein Gegengewicht gegen die wachsende Selbstentfremdung sein. Wenn Humboldt der Universität die Aufgabe zuweist, „Bildung durch Wissenschaft“ zu vermitteln, dann meint er damit nicht zuletzt, daß sie nicht den reibungslos funktionierenden Fachmann ausbilden, sondern den Einzelnen in die Lage versetzen soll, sich selbst durch wissenschaftliche Einsicht als gestal-



Wilhelm von Humboldt

tende Kraft zur Geltung zu bringen. Im Kern, so könnte man vielleicht sagen, ist Bildung der Versuch des Menschen, „in sich frei und unabhängig zu werden“.

Wenn die heutige Universität ernsthaft daran denkt, ihren Studenten zur Bildung zu verhelfen, dann sollte sie an diesen engeren, aber gewiß nicht weniger anspruchsvollen und keineswegs willkürlichen Bildungsbegriff anknüpfen. Mutatis mutandis stehen wir heute vor der gleichen Frage wie die preußi-



Joseph Wright: Lehrender Philosoph (1766)

schen Bildungsreformer vor zweihundert Jahren: Können und sollen wir uns darauf beschränken, unseren Studenten brauchbare Berufskennntnisse zu lehren oder können und sollen wir darüber hinaus versuchen, ihre geistige Selbstständigkeit zu fördern? Ich denke, wir kommen nicht darum herum, letzteres anzustreben, wenn wir dem Namen „Universität“ gerecht werden wollen. Den Einzelnen zur Selbstständigkeit zu befähigen, ist eine zentrale Aufgabe nicht erst und nicht allein der Humboldtschen Universität, sondern der Universität überhaupt. Wir begegnen dieser Bestimmung schon in der mittelalterlichen Universität, bei Thomas von Aquin etwa, und wir finden sie auch im angelsächsischen Raum, am deutlichsten in John Henry Newmans „Idea of a University“.

Im Zentrum der Bildungsbemühungen der Universität muß das Fachstudium stehen

Wo kann ein Student an der Universität Bildung erwerben? Eine verbreitete Meinung lautet: Im *studium generale*, will sagen in allgemeinbildenden Veranstaltungen, die der Student neben seinem Fachstudium belegen soll. Die ersten Empfehlungen zur Hochschulreform nach 1945 sahen in Deutschland

derartige Veranstaltungen auch vor. Um zu verhindern, daß ein Absolvent die Universität als „Fachidiot“ verläßt, der zwar seine Sache beherrscht, aber das Umfeld nicht kennt, in das seine Tätigkeit eingebettet ist, und der daher Gefahr läuft, mißbraucht zu werden, sollten zur allgemeinen Orientierung „humanistische“, philosophische, historische und sozialwissenschaftliche Grundvorlesungen für Hörer aller Fakultäten eingerichtet werden.

Dieser Plan ist bekanntlich gescheitert. Der Hauptfehler lag zum einen in der ungenügenden Verzahnung der allgemeinbildenden Maßnahmen mit dem Fachstudium. Was der Student im *studium generale* erfuhr, blieb für sein eigentliches Studium in der Regel folgenlos. Auf solche Folgen kommt es aber an: Bildung ist nicht nur für den Feierabend da, Bildung muß sich auch und gerade im Beruf bewähren. Zum ändern war der Ansatzpunkt falsch gewählt. Spezialisierung und Funktionalisierung überwindet man nicht dadurch, daß man, als Ergänzung zu seinem Fachstudium, allgemeinbildende Vorlesungen besucht, so wünschenswert dies auch ist, sondern dadurch, „daß man sich vom beruflichen Kernfeld aus in konzentrischen Ringen ... weiter vorfühlt, vom beruflichen Daseinszentrum weitere Zusammenhänge sichtet und erschließt“, wie

Theodor Geiger in seiner Kritik an den *studium generale*-Vorstellungen der Nachkriegszeit schreibt. (Gebildet, heißt es bei Goethe, wird man dadurch, daß man „von einem Punkt aus nach mehreren Seiten“ hinausgeht.) Das heißt: Der Weg zur akademischen Bildung führt zwangsläufig über das Fachstudium und nur über das Fachstudium. Wenn die Universität ihrer Bildungsfunktion gerecht werden will, dann muß im Mittelpunkt ihrer Bemühungen das Fachstudium und nicht das *studium generale* stehen.

Akademische Bildung heißt Selbstbildung

Die Frage ist: Kann ein Fachstudium überhaupt zur Bildung beitragen? Eines ist sicher: Wissenschaft bildet nicht in jedem Fall. Wissenschaft bildet nur, wenn sie auf eine bestimmte Weise gelehrt und gelernt wird. Zu fragen ist also: Was muß eine Universität tun, wenn sie ihren Studenten helfen will, „gebildet“ im Sinne von „geistig selbstständig“ zu werden?

Das erste und wichtigste scheint mir zu sein, daß sie sich nicht als Nürnberger Trichter, sondern als „Schule der Selbstbildung“ versteht. Sie darf keinen Zweifel daran lassen, daß man ohne eigenes Zutun weder gebildet noch selbständig werden kann. Mit der bloßen Aneignung von Wissen ist es nicht getan, man muß es auch begründen, gleichsam selbst hervorbringen können. Und man muß selbst nach Wissen trachten. Ein Wissen, welches „unverdaut im Bauche klappert“ (Max Scheler), hat mit Bildung nichts zu tun, und mag es auch noch so enzyklopädisch sein.

Akademische Bildung heißt Nachdenken über das wissenschaftliche Tun

Sodann darf die Universität es nicht dabei belassen, ihren Studenten das wissenschaftliche Handwerkszeug beizubringen, sie muß auch versuchen, sie zu einer reflektierten, nachdenklichen Handhabung der Wissenschaft anzuleiten. Als wissenschaftlich gebildet und intellektuell selbständig kann nicht schon derjenige gelten, der gelernt hat, sich wissenschaftlicher Kenntnisse und Methoden zu bedienen, sondern

erst derjenige, der darüber nachdenkt, was er da tut. Wissenschaftliche Selbstbildung und wissenschaftliche Selbstständigkeit beginnen damit, daß man sich die Frage nach dem Wozu und dem Wohin des wissenschaftlichen Tuns stellt. Wenn das Studium die Bildung und Selbstständigkeit der Studenten fördern soll, dann darf es die Erörterung dieser Fragen nicht beiseite lassen. Ein Student sollte lernen, sich über den Zweck seiner Wissenschaft und den Sinn seiner zukünftigen Tätigkeit Gedanken zu machen, anstatt die Beantwortung dieser Fragen der Praxis zu überlassen. Er sollte Einsicht gewinnen in die Erwartungen, die an sein Fach gestellt werden, die Interessen, in die es verstrickt ist, die Folgen, die es nach sich zieht. Und er sollte sich darüber klarwerden, dass wissenschaftliche Erkenntnisse vielfach mißbraucht werden und oft Nebenwirkungen haben, die über das Beabsichtigte weit hinausgehen.

Akademische Bildung heißt Teilhabe an der Überlieferung

Zur Bildung gehört aber nicht nur die Frage nach dem Wozu und dem Wohin, sondern auch nach dem Woher. Bildung heißt nicht zuletzt: Teilhabe an der Überlieferung. Daraus folgt: Ein Studium, das sich Bildung (und nicht nur Ausbildung) zum Ziel gesetzt hat, darf sich nicht darauf beschränken, die Studenten in den neuesten Forschungsstand einzuführen, es muß sie auch mit den Grundzügen der Geschichte ihres Faches vertraut machen. Dabei geht es vor allem um Dreierlei: Einmal darum, den Dunstkreis des Aktuellen zu durchbrechen und die Relativität und Zeitbedingtheit der Gegenstände, Probleme und Methoden bewußt zu machen, die gegenwärtig das Feld beherrschen: Das läßt Zweifel am heute scheinbar Selbstverständlichen aufkommen und macht resistent gegen modische Eintagsfliegen. Daneben kann die Überlieferung verloren gegangene Einsichten, verdrängte Fragestellungen in Erinnerung rufen. Es ist ja nicht so, daß einmal gewonnene Gedanken, einmal erworbene Erfahrungen nicht mehr in Vergessenheit geraten können. „Das einmal Gefundene wird wieder verscharrt“, heißt es bei Goethe. Und: „Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissen-

den vor tausend Jahren schon beantwortet sind“. Schließlich kann die Überlieferung dazu beitragen, daß wir uns auf die großen, unvergänglichen Themen besinnen, die ehemals die Disziplinen geleitet und zusammengehalten haben, wie die Frage nach der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Gesundheit, dem Gemeinwohl, dem guten Leben und so weiter, Fragen, die angesichts der wachsenden Spezialisierung, der Vorherrschaft empirischer und quantitativer Methoden und des Schwindens philosophischer Aspekte weitgehend aus dem Blick der zeitgenössischen Wissenschaft geraten sind.

Auch die Naturwissenschaften tragen zur Bildung bei

Ich glaube, jedes Fach, das mehr ist als eine Sammlung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten, besitzt eine Überlieferung und hat seine Klassiker, an denen die Studenten sich bilden und mündig werden können. Ich betone:

Jedes Fach, nicht nur die Geisteswissenschaften. Wir sollten uns vor dem Vorurteil hüten, akademische Bildung sei vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, geisteswissenschaftliche Bildung und in der gegenwärtigen Bildungsdebatte ginge es hauptsächlich darum, die angeblich banausischen Naturwissenschaften in ihre Schranken zu verweisen und den Geisteswissenschaften wieder zu der ihnen gebührenden Vorherrschaft zu verhelfen. Neben der geisteswissenschaftlichen, will sagen: musischen, philosophischen und historischen Bildung, gibt es eine ärztliche, eine technische, eine ökonomische Bildung, genauso wie es eine pädagogische, rechtliche oder politische Bildung gibt. Jede von ihnen verkörpert nur einen Ausschnitt der Bildung, nicht die Bildung schlechthin.

Obwohl Bildung demnach nicht die Sache einer einzigen Fakultät ist, vielmehr alle Fakultäten zur Bildung beitragen, studieren die Studenten nor-

Universität Luxemburg. Naturwissenschaftliche Fakultät am Limpertsberg





"Die Frage ist: Kann ein Fachstudium überhaupt zur Bildung beitragen?"

malerweise nur an *einer* Fakultät. Sie erhalten mithin keine universale, sondern nur eine spezielle, sprich: geistes-, natur- oder sozialwissenschaftliche Bildung. Überlegungen wie die des früheren preußischen Kultusministers Carl Heinrich Becker aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Philosophische Fakultät als „Allgemeinbildungsuniversität“ wiederzubeleben und ihren Besuch obligatorisch zu machen, waren schon damals unrealistisch und lassen sich heute erst recht nicht mehr verwirklichen. Es wäre schon viel erreicht, wenn es den Fakultäten gelänge, für ihre Anfangssemester fächerübergreifende Programme einzurichten, in denen die historischen und philosophischen Grundfragen der Geistes-, der Natur- beziehungsweise der Sozialwissenschaften zur Sprache kommen. Nicht weniger wichtig wären fächerübergreifende Seminare, in denen die Interdisziplinarität ausdrücklich zum Thema gemacht wird und Dozenten wie Studenten lernen können, wie verschiedenartig die Fragestellungen, Denkweisen und Methoden der einzelnen Disziplinen sind und wie unumgänglich die Zusammenarbeit zwischen ihnen ist. Nicht zuletzt an der Fähigkeit zum interdisziplinären Dialog erweist sich, ob Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaftler „gebildet“ sind. Was den Gebildeten vom Ungebildeten unterscheidet, ist ja nicht so sehr das Wissen, sondern die Einsicht in die Grenzen des

Fachwissens, das Vermögen, über den Tellerrand der eigenen Disziplin hinauszuschauen, die Neugier, einen Gegenstand mit den Augen anderer Fächer anzusehen und die Bereitschaft, mit diesen Fächern zu kooperieren. Solche Eigenschaften zu wecken und einzuüben, gehört zu den Aufgaben der Universität. Von einer runden, ganzheitlichen Bildung ist das noch weit entfernt. Doch mehr kann die Universität nicht tun. Mit weniger sollte sie es allerdings auch nicht bewenden lassen.

Grenzen akademischer Bildung

Halten wir einen Moment inne. Zu Beginn habe ich gesagt, daß eine Universität, die bilden und nicht nur ausbilden will, heute nicht mehr an den klassischen Bildungsbegriff *in seinem ganzen Bedeutungsumfang* anknüpfen kann, vielmehr mit einem engeren, bescheideneren Begriff von Bildung vorliebnehmen muß. Lassen Sie mich das noch einmal unterstreichen. Nichts schadet den Bildungsbemühungen der Universität mehr, als wenn man sich zuviel von ihnen erhofft.

Abwegig wäre es, in der akademischen Bildung den Königsweg zur Bildung zu sehen. Akademische Bildung ist „Bildung durch Wissenschaft“; daneben gibt es andere Bildungswege. Die Akademisierung unseres Bildungswesens – die einseitige Ausrichtung auf Abitur

und Studium und die Vernachlässigung der Haupt-, Real- und Berufsschule – war vermutlich der gravierendste Fehler der Bildungspolitik nach 1945. Selbstverständlich darf man von einer akademischen Bildung auch nicht erwarten, daß sie zur Entfaltung aller im Menschen angelegten Kräfte, zum *uomo universale*, beiträgt. Von den drei Fähigkeiten, von denen die berühmte Formulierung Pestalozzis spricht – „Kopf, Herz und Hand“ – entwickelt sie nur den Intellekt. Ferner sollte man sich von der akademischen Bildung keine allseitige Orientierung versprechen. Auch wenn der Gebildete, in den Worten Humboldts, nach wie vor danach trachtet, „soviel Welt, als möglich zu ergreifen“ – die Unübersehbarkeit der Themen und die Beschränktheit seiner Kräfte setzen seinem Ehrgeiz enge Grenzen. Bildung ist fragmentarisch geworden und ihre einzelnen Teile lassen sich zu keinem harmonischen Ganzen mehr zusammensetzen. Der Gebildete von heute deckt Widersprüche nicht zu, die „Bauchrednerei der Synthese“ ist ihm suspekt. Ihm fehlt die „positive Grundstimmung“, die mit der idealistischen Bildung einst verbunden war, „das Vertrauen auf einen sinnvollen Zusammenhang im Dasein der Menschheit“. Ebenso wenig teilt er das Vertrauen Fichtes, der gebildete Mensch sei zugleich der sittliche Mensch. Er weiß: Die gebildetsten Menschen sind mitunter „nicht weiter von der Barbarei entfernt als das glänzendste Eisen vom Rost“ (Rivarol).

Wem nützt die Bildung?

Schön und gut, werden nun viele sagen, wir verstehen jetzt in etwa, was mit akademischer Bildung gemeint ist, was wir aber noch nicht wissen, ist, wozu sie eigentlich nützen soll. Eine berechtigte Frage. Zwar wird oft behauptet, Bildung brauche sich nicht zu rechtfertigen, Bildung sei Selbstzweck, aber ich glaube, so einfach dürfen wir es uns nicht machen, wenn wir von den Verantwortlichen gehört werden wollen. Eine Universität, die Bildung will, muß glaubhaft machen, daß Bildung zwar zweckfrei, aber nicht zwecklos ist.

Bildung nützt einmal dem Einzelnen. Sie erweitert seinen Gesichtskreis und macht ihn mit anderen Antworten vertraut als denen, die gerade en vogue

sind. Sie weckt seinen Argwohn gegenüber gängigen Meinungen und bewahrt ihn davor, „in der Enge gewonnene Maßstäbe auf den Gesamtbereich der menschlichen Erfahrung anzuwenden“ und „das Zufällige mit dem Wesentlichen, das Vergängliche mit dem Dauerhaften“ zu verwechseln (T.S.Eliot). Kurzum: Bildung bewirkt Distanz zum Hier und Heute, und Distanz befreit.

Bildung kommt sodann dem Berufsleben zugute. Natürlich kann sich die akademische Ausbildung darauf beschränken, künftigen Richtern, Ärzten, Lehrern und so weiter die nötigen praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten einzutrichtern. Viele verlangen von einer Universität gar nichts anderes, und mancher Studiengang, auf kleine Münze gebracht, kommt dem schon nahe. Aber damit ist der Gesellschaft nicht gedient. Was wir brauchen, sind Menschen, die über den Sinn ihres Tuns nachdenken, die, mit Dilthey zu sprechen, sich nicht damit begnügen, „ein dienendes Werkzeug der Gesellschaft“ zu sein, die vielmehr ihr „bewußt mitgestaltendes Organ“ werden wollen. Dazu ist Bildung hilfreich.

Bildung ist aber auch in der Wissenschaft vonnöten. Wir können es uns heute nicht mehr leisten, Wissenschaft gleichsam blind zu betreiben, im Vertrauen darauf, daß ihre Ergebnisse und Auswirkungen, wenn schon nicht immer nützlich, so doch wenigstens unschädlich sind. Gewiß, Bildung ist weder ein Ersatz für Wissenschaftsethik noch macht sie politische Eingriffe in die Wissenschaftsfreiheit überflüssig. Aber sie speichert einen Schatz an Argumenten, Einsichten und Beispielen, der uns helfen kann, umsichtiger mit dem Instrument Wissenschaft umzugehen, und sie verhindert, daß wir das Rad immer aufs neue erfinden müssen.

Schließlich dient Bildung der Kultur. Ihr höchster Zweck ist nicht, wie der Humboldtsche Bildungsbegriff es vielleicht nahelegt – ob zu Recht oder zu Unrecht bleibe dahingestellt –, die Bildung der Individualität. Dem Gebildeten der Gegenwart geht es nicht um „die Veredelung seiner Persönlichkeit“, nicht um Selbstvervollkommnung und schon gar nicht um Selbstverwirklichung: Im Kern ist es ihm um die Welt

zu tun, *in* der wir leben, und um die Kultur, *von* der wir leben und von der George F. Kennan sagt, daß sie „nicht das alleinige Eigentum unserer Generation (ist). Wir sind nicht ihre Besitzer; wir sind nur ihre Verwalter. ... Sie ist nicht unsere Leistung, sie ist die Leistung anderer vor uns. Wir haben sie nicht geschaffen; und sie wurde uns mit der stillschweigenden Verpflichtung anvertraut, sie zu hegen, zu bewahren, zu entwickeln, sie weiterzugeben – hoffentlich verbessert, auf jeden Fall aber intakt – an die anderen, die eigentlich nach uns kommen sollen“. Eine Kultur bewahren, entwickeln und weitergeben kann man freilich nur, wenn man sie kennt. Wir lügen uns in die eigene Tasche, wenn wir unaufhörlich den „Dialog der Kulturen“ fordern, jedoch

nichts tun, um Schüler und Studenten mit der eigenen Kultur bekannt zu machen.

Konsequenzen für die Universität

Bleibt die Frage, ob die heutige Universität ihrer Bildungsaufgabe überhaupt nachkommen kann. Fragen wir vorab: Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, wenn eine Universität zur Bildung beitragen möchte? Ich greife drei heraus.

Das A und O sind zweifellos die Personen. Bildung läßt sich weniger durch Worte als durch das persönliche Beispiel übertragen. Ungebildete können vielleicht Bildungspolitiker werden, sie können aber keine Bildung vermitteln.

Edmund J. Sullivan: Herr Diogenes (1898)





"Die 68er-Studenten haben der Universität noch einen zentralen Platz eingeräumt." (Im Bild Rudi Dutschke 1968)

Worauf es ankommt, ist, Hochschullehrer zu gewinnen, die nicht nur wissenschaftliche Leistungen aufweisen und didaktische Fähigkeiten besitzen, sondern auch gebildet sind. Gebildet nicht in der Form des bloß Angelesenen, sondern in der Weise, daß Bildung ihr ganzes wissenschaftliches Denken und Tun prägt.

Viel hängt ferner davon ab, ob wir einen Weg finden, in den Studien- und Prüfungsordnungen der Expansion der Spezialfächer und der Forderung nach Praxisorientierung Einhalt zu gebieten. Der Wildwuchs immer neuer Spezialgebiete bläht die Studiengänge auf und führt zur Stoffhuberei; die Praxisorientierung drängt die Vermittlung der historisch-philosophischen Grundlagen an den Rand, wenn sie sie nicht gänzlich über Bord wirft. Vor Jahren stellten namhafte Juristen, darunter die Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts und die Vorsitzenden der fünf Obersten Bundesgerichte, fest: „Das Rechtsstudium dient (heute) weit überwiegend der Anhäufung möglichst flächendeckenden Wissens in möglichst vielen der examensrelevanten Fächer. Für eine methodisch bewußte, vertiefende Durchdringung des Rechtsstoffs unter Einbeziehung seiner historischen, philosophischen, sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen und Bezüge bleibt keine Zeit“. Ähnliche Entwicklungen lassen sich in vielen, vielleicht den meisten Fächern beobachten. Der Bildung ist das gewiß nicht dienlich. Die Universitäten werden nur dann Bil-

dung vermitteln können, wenn es ihnen gelingt, die bloße Anhäufung von praktischem Wissen zugunsten einer verstärkten Durchdringung einzelner Themen und einer vertieften Einführung in die historischen und philosophischen Fundamente der Fächer zu begrenzen.

Als dritte Voraussetzung möchte ich, einem Vorschlag von Josef Pieper folgend, die Wiederbelebung einer Einrichtung anregen, die wir von den mittelalterlichen Universitäten her kennen, ich meine die Disputation. Wenn keine Disziplin das Ganze kennt, jede auf die andere angewiesen ist, dann müssen wir dafür sorgen, daß es zwischen den Fächern zu einem an feste Spielregeln gebundenen Austausch kommt. Ein solcher Austausch ist die *disputatio*. Zu ihr gehört, daß man die Argumente des Gesprächspartners mit eigenen Worten wiederholt und sich vergewissert, daß man sie richtig verstanden hat; daß man die eigenen Argumente, frei von allem Wissenschaftsgespreize und Fachchinesisch, so klar und so unmißverständlich formuliert, daß der andere sie wahrzunehmen vermag, und daß man es nicht beim bloßen Austausch von Meinungen beläßt, sondern aufeinander antwortet und sich auf die Gegenargumente einläßt. Die Fähigkeit zu einer „über alle Disziplinen hin geführten, keinem Argument und keinem Partner sich verschließenden Disputation“ gehört zur Bildung und geht über das hinaus, was wir heute den Studenten gewöhnlich versuchen beizubringen, nämlich methodisch zu arbeiten

und die Ergebnisse ihrer Arbeit methodisch zu begründen.

Bildung in unserer Zeit

Nun wird niemand erwarten, dergleichen Vorschläge ließen sich unschwer verwirklichen. Weder die Universitäten noch die Wirtschaft noch die Politik sind gegenwärtig sonderlich an Bildung interessiert. Die Spezialisierung der Wissenschaften ist nicht aufzuhalten; die Universitäten haben vor dieser Entwicklung längst kapituliert. Es ist heute einfacher, einen Diplomstudiengang für Campingseelsorger oder Restauranttester zu eröffnen als eine Professur für vergleichende Literaturgeschichte einzurichten. Im Berufsleben spielt Bildung keine Rolle. Auch wenn die Wirtschaft gelegentlich die mangelnde Allgemeinbildung der Berufsanfänger beklagt: Ihr vorrangiges Interesse gilt dem Spezialisten, der funktioniert. Auch die Politik will, außer vielleicht in Sonntagsreden, von geistiger Selbständigkeit und kultureller Teilhabe, also von Bildung, nichts wissen. Von den Hochschulen wird erwartet, daß sie die Lehre von allem unnützen Schnickschnack befreien und auf die Vermittlung praktischer Berufsfertigkeiten beschränken. Mit einem Wort: Bildung hat derzeit keine Konjunktur.

Was passiert mit der Universität, wenn diese Tendenz anhält? Gehalten, sich in erster Linie als Standortfaktor der industriellen Produktion zu verstehen, scheidet sie aus dem Kreis der geistigen Mächte aus und überläßt das Feld den „terribles simplificateurs“: den Fachidioten und Interessenvertretern, den Ideologen und Zeitgeistverstärkern, den Gurus und Amateurerlösern. Zugleich läuft sie Gefahr, daß ihre besten Studenten sich innerlich von ihr abwenden. Eine solche Abwendung wäre fataler als ehemals die Feindschaft der 68er-Bewegung. Die 68er-Studenten haben der Universität noch einen zentralen Platz eingeräumt; sie haben sich an ihr gerieben, sie haben sie verteufelt und gehaßt. Wenn es aber erst einmal so weit ist, daß die Studenten vom Studium nicht mehr enttäuscht werden, weil sie sich nichts mehr von ihm versprechen, ist es um die Universität, die diesen Namen verdient, geschehen. Gleichgültigkeit ist gefährlicher als Feindschaft.